

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

**Herr Zwernemann, wo sind Sie geboren und in welchem Umfeld wuchsen Sie auf?**

Ich wurde 1929 in Wilhelmshaven geboren. Mein Großvater ist in den Gründerjahren aus Stralsund zugewandert und war in Wilhelmshaven bei der Marinewerft beschäftigt, zuletzt speziell als Vermessungsingenieur im Hafenausbau. Mein Vater wurde ebenfalls in Wilhelmshaven geboren und ging dort auch zum Gymnasium, während meine Mutter in Kassel als Tochter eines Kaufmanns aufwuchs. Meine Großmutter ließ sich allerdings scheiden und heiratete einen Rechtsanwalt, der in Wilhelmshaven als sehr erfolgreich bekannt war. Beide meiner Eltern haben Zahnmedizin studiert und brachten Anfang der zwanziger Jahre Examen und Promotion hinter sich, bevor sie sich in einer Wilhelmshavener Klinik kennen lernten. Ich hatte einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Mein Bruder lebt nicht mehr, meine Schwester ist eine pensionierte Lehrerin. Wir hatten eine große Verwandtschaft in Wilhelmshaven, die jetzt allerdings in alle Winde zerstreut ist. Studiert habe ich in Mainz und Hamburg. Es war allerdings mehr oder weniger Zufall, dass ich zur Ethnologie gekommen bin.



**Stellten Sie bereits in Ihrer Kindheit oder Jugend ein verstärktes Interesse für andere Kulturen bei sich fest?**

Nein, eigentlich nicht. Natürlich kam man durch die Marinestadt mit vielen Leuten in Berührung, aber ich war ja viel zu jung, um einschätzen zu können, wer in fernen Ländern gewesen war. Es gab damals ein kleines Museum, welches auch heute noch existiert, wo einige Objekte aus der Südsee ausgestellt sind, die eher zufällig von Marine-Offizieren mitgebracht wurden. Aber ansonsten bin ich mit der Ethnologie und mit fremden Kulturen überhaupt nicht in Berührung gekommen. Das ging eigentlich erst mit dem Studium los.

**Welche Schulfächer haben Sie denn besonders begeistert? Gab es da irgendwelche Schwerpunkte?**

Eigentlich auch nicht direkt. Ich war ein mittelmäßiger Schüler und erst in der Oberstufe habe ich aufgeholt.

**Wie kam es dazu, dass Sie sich für das Studium der Ethnologie entschieden?**

Ich wollte ursprünglich Medizin studieren, eventuell auch noch Zahnmedizin. 1949 machte ich Abitur. Damals gab es einen strengen Numerus Clausus für die medizinischen Fächer – da wurden zunächst noch die heimkehrenden Kriegsteilnehmer bevorzugt. Doch ich erhielt einen Tipp: Jemand, der aus meiner Heimatstadt stammte, erklärte mir, dass ich einfach nur zwei Semester Theologie studieren müsse und dann angeben soll, dass ich Missionsmediziner werden wolle. Auf diese Weise hätte ich automatisch einen Studienplatz an der Medizinischen Fakultät bekommen. Ich habe also ab 1950 zunächst zwei Semester Theologie studiert und kam - da ich mich für Sprachen interessierte, besonders für ausgefallene Sprachen - über meinen Hebräischlehrer an afrikanische Sprachen, die er ebenfalls lehrte. Da hatte ich so viele Fragen, dass er mir sagte, ich solle im nächsten Semester mal zu den Ethnologen gehen, sie könnten das viel besser beantworten. Ich nahm also im zweiten Semester, 1950/51, die Philosophische Fakultät hinzu und begann, Ethnologie zu studieren. Als Nebenfächer wählte ich die Geographie und die Anglistik. Zunächst versuchte ich alles beizubehalten, doch schließlich musste ich die Anglistik sowie die Theologie aufgeben.

**Wie muss man sich das damalige Studium der Ethnologie in Mainz vorstellen? Wie sahen die Studienbedingungen aus?**

Die Studienbedingungen waren ganz ausgezeichnet. Ich meine, damals hatte Adolf Friedrich den außerordentlichen

ethnologischen Lehrstuhl inne, das Institut war praktisch ein Zwei-Mann-Betrieb. Neben Friedrich gab es Erika Sulzmann, seine Assistentin. Damals nannte es sich »Institut für Völkerkunde« und das war die ganze Ausstattung. Es gab natürlich auch eine kleine Bibliothek, die dann immer größer wurde. Es war ein sehr persönliches Verhältnis zwischen Lehrern und Studenten. Wir waren ja keine Hand voll Hauptfachstudenten: Im Hauptfach waren damals Horst Nachtigall, der Amerikanist, der gerade promoviert worden war, sowie Paul Simsa, der nach der Promotion in die Journalistik abwanderte. Außerdem gab es neben mir und Lorenz Löffler noch Ernst Wilhelm Müller und Wilhelm Goll. Es ist ja aus allen was geworden. Da war zudem noch eine Dame, die nie fertig geworden ist, sondern heiratete. Wir hatten auch einige Nebenfächler, so dass in den Vorlesungen und Seminaren maximal etwa zwanzig Leute saßen. Die Vorlesungen fanden im Hörsaal statt.

### **Zu welchen Themen hat Friedrich Vorlesungen gehalten?**

Zum Beispiel hat er eine ganze Weile eurasiatische Gebirgsvölker zwischen West-China und den Alpen gelesen, fünf Semester lang. Dann hat er intensiv das Kalevala behandelt, das finnische National-Epos. Das war im Wesentlichen, was ich bei ihm gehört habe – zwischendurch ging ich ja ein Jahr lang nach Hamburg. In Friedrichs Seminaren ging es um die unterschiedlichsten Themen: Er machte zum Beispiel ein Seminar über afrikanisches Häuptlingstum, auch an Seminare über Ozeanien, über die Nordwestküste Amerikas und über Schamanismus erinnere ich mich. Ich habe jetzt hier sogar mein Studienbuch vorliegen und kann daher doch genau nachvollziehen, was Friedrich damals unterrichtete: »Die darstellende Kunst der Naturvölker als Quellenmaterial der Religionswissenschaft« war eine Vorlesung im ersten Semester. Dann ging es, wie gesagt, um die eurasiatischen Gebirgsvölker und zudem fand ein Seminar namens »Die sakralen Häuptlinge in Afrika« statt. Im zweiten Fachsemester tauchte bereits Hermann Baumann auf, der ja nach dem Krieg aufgrund seiner NS-Vergangenheit mehr oder weniger kalt gestellt war. In Mainz erhielt er seinen ersten neuen Lehrauftrag und las zur Völkerkunde von Afrika. Friedrich veranstaltete im zweiten Semester ein Proseminar namens »Ethnographie Melanesiens« sowie ein Seminar über »Das sakrale Häuptlingstum außerhalb Afrikas«. Er machte auch eine Neuuntersuchung zum Thema »Megalithen«. Im nächsten Semester kam der dritte Teil der Gebirgsvölker, Baumann machte den zweiten Teil seiner »Völkerkunde von Afrika«. Friedrichs »Ethnographische Übungen an Museumsstücken« wurde praktisch von Frau Sulzmann umgesetzt, obwohl die Assistenten damals offiziell noch nicht lehren durften. Ein Seminar über die Mongolen bot er in diesem Semester ebenfalls an. Dann kam der vierte Teil der »Eurasiatischen Gebirgsvölker«, die Weiterführung der Übungen an den Museumsstücken sowie ein Seminar namens »Ethnographie Sibiriens unter Heranziehung der neuen russischen Forschung«. Daran nahmen wir natürlich teil, konnten aber keine Referate halten, weil die Texte ja auf Russisch waren. Das war dann schon etwas schwieriger für uns. Schließlich kam der bereits erwähnte »Kalevala-Epos« an die Reihe, ebenso die »Ethnographie der finnisch-ugrischen Völker« und ein Doktoranden-Kolloquium. Baumann bot die »Materielle Kultur der Naturvölker« und »Die religiösen Vorstellungen der afrikanischen Naturvölker« an. Das war praktisch die Palette, die ich in Mainz gehört habe. Trotz der Vielfalt brachte er nichts zu materieller Kultur, zumindest habe ich das nicht erlebt

### **Machte Friedrich in den Vorlesungen und Seminaren auch seine eigenen Expeditionen zum Thema?**

Er hat nur eine einzige Expedition nach Pakistan unternommen. Da war ich allerdings schon aus dem Studium heraus und selbst gerade in Afrika. Damals ging das ja auch nicht so einfach – in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bekam man normalerweise gar keine Forschungserlaubnis. Für Friedrich, der sich mehr oder weniger auf Russland und ähnliche Gebiete spezialisiert hatte, war es natürlich noch mal schwieriger.

### **Friedrich war ja ein Schüler von Frobenius. Inwiefern hat sich das in seiner Lehre widerspiegelt?**

Das war durchaus ersichtlich. Er hat zwar ganz direkt kulturhistorisch nicht viel geboten, doch die Frobenius-Linie kam natürlich in seinem Seminar zum Ausdruck – aber sonst eigentlich nicht.

### **Wie würden Sie heute den theoretischen Hintergrund, mit dem Sie in Mainz ausgebildet wurden, bewerten?**

Gleich Null! Theorie haben wir nicht gemacht, es gab auch keine Einführung in die Ethnologie. Es gab so genannte Pro-Seminare und Seminare, an alle Details erinnere ich mich allerdings nicht. Was ich an Theorie lernte, habe ich mir jedenfalls mehr oder weniger selbst beigebracht.

### **Sie sagten, dass Sie zwischendurch - im Sommersemester 1953 und im Wintersemester 1953/54 - für ein Jahr in Hamburg waren?**

In Hamburg stürzte ich mich sehr stark auf die Sprachen, denn in Mainz konnte ich zwar bei Eugen Ludwig Rapp sehr

schön afrikanische Sprachen hören, aber er war ein reiner Praktiker ohne theoretischen Hintergrund. Die Theorie erhoffte ich mir von Hamburg und bekam sie dort auch – für die Sprachen war das ja ganz unerlässlich. Was die Völkerkunde betrifft, da war Hamburg nicht so ergiebig. Franz Termer hat gelesen, bei ihm habe ich allerdings nicht schrecklich viel gelernt. Im Völkerkundlichen Seminar machte er zum Beispiel die »Ethnologische Auswertung geschichtlicher Quellwerke«, das war so sein Hobby. Im nächsten Semester war Termer weg, woraufhin Tischner gelesen hat. Dieser bot die Vorlesung »Völkerkunde der Südsee« und ein völkerkundliches Seminar namens »Übungen zur Ergologie« im Anschluss an die Vorlesung an. Auch in Hamburg war keine Theorie zu holen.

### **Kehrten Sie anschließend wieder nach Mainz zurück?**

Ja, ich ging zur Promotion nach Mainz zurück – wobei es auch ein bisschen eilig war, was da geschah: 1954 waren wir bei der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Bremen und dort erfuhr mein Lehrer Adolf Friedrich von einer Expedition nach West-Afrika, die vom Hamburgischen Museum für Völkerkunde - genauer gesagt von Kunz Dittmer - durchgeführt werden sollte. Dittmer suchte einen Assistenten und Friedrich hat mich da angedient und untergebracht.

In meinem letzten Semester las Friedrich »Schamanismus außerhalb Sibiriens«, es gab ein Seminar über die »Bergvölker am Südhang des Hindukusch und des Himalaya«, Berichte zu Expeditionen von Frau Sulzmann und Herrn Müller nach Belgisch-Kongo sowie von Herrn Nachtigall nach Kolumbien. Das war der Überblick dessen, was ich fachlich geboten bekommen habe. Wie gesagt, es gab weder eine Einführung in die Völkerkunde noch eine Einführung in die Kulturgeschichte oder dergleichen, all das musste ich mir selbst aneignen.

### **Wie muss man sich dieses Aneignen vorstellen? Tauschten Sie sich dazu mit Ihren Kommilitonen aus oder lernten Sie eher allein in der Bibliothek?**

Ich muss ganz ehrlich sagen, das kam alles erst nach dem Studium. Während des Studiums wurde danach auch nicht gefragt. Um ein Beispiel zu nennen: Die ganzen kulturhistorischen Grundlagen habe ich mir erst erarbeitet, als ich Anfang 1982 eine Gastprofessur in Uppsala hatte. Danach brachte ich ein Buch über »Culture History and African Anthropology«<sup>1</sup> heraus, welches das Ergebnis dessen war, was ich mir erarbeitet hatte. Was etwa meine Kenntnisse in der Ethnosoziologie betrifft, diese habe ich mir vor meinem zweiten Afrika-Aufenthalt 1962 angeeignet, weil ich mich da ganz speziell mit der Sozialordnung der Kassena befassen wollte.

### **Woher nahmen Sie damals Ihre Anstöße? Waren es hauptsächlich Kollegen aus dem deutschen Sprachraum?**

Nein, meine Ethnosoziologie bezieht sich ganz auf die angloamerikanische Literatur, etwa auf Murdock und Lowie. Das habe ich mir zum Teil selbst herausgesucht und dann auch Anregungen durch Veröffentlichungen von Kollegen bekommen.

### **Würden Sie sagen, dass es in der damaligen Zeit üblich war, sich an amerikanischen oder auch britischen Kollegen zu orientieren? Das scheint ja in den zehn bis fünfzehn Jahren davor nicht so gewesen zu sein.**

Ja, das ist ja die Sache – wer hat sich denn in Deutschland mit der Ethnosoziologie befasst? Allenfalls Thurnwald, ein bisschen noch Mühlmann. Letzterer hat sich ja auch sehr stark an die Amerikaner angelehnt und sonst war da eben nichts. Ich habe mir die entsprechende Literatur auch meist selbst besorgt.

### **Was geschah 1954 nach Ihrer Promotion?**

Ja, die Promotion, das war auch so ein Ding. Wie bereits geschildert, kam Friedrich bei der DGV-Tagung 1954 in Bremen mit Dittmer ins Gespräch und empfahl mich als dessen Assistenten. Bedingung war allerdings, dass ich mein Studium zuvor abschließen sollte. Damals war es ja noch so, dass man überhaupt nicht daran denken konnte, ins Feld zu gehen, ohne promoviert zu sein. Also musste man mit einer theoretischen Arbeit promovieren, ganz anders als heute, wo die Leute ins Feld geschickt werden und dann mit ihren Ergebnissen promovieren. Die Information, dass ich mein Studium jetzt abschließen sollte, erhielt ich im April, die Forschungsreise mit Dittmer war für den Herbst desselben Jahres angesetzt. Ich saß auch schon an meiner Dissertation, denn das Thema hatte ich bereits im vierten Semester bekommen – so war es üblich damals, damit man kräftig Literatur sammeln konnte. Ich hatte auch schon ein Kapitel fertig und die weiteren zumindest skizziert. Als Friedrich und ich nach der Tagung wieder in Mainz waren, sprach er mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät. Der Dekan wiederum stimmte zu, allerdings sollte meine Arbeit spätestens drei Wochen

---

<sup>1</sup> Jürgen Zwernemann, Culture History and African Anthropology: A Century of Research in Germany and Austria, Uppsala, 1983.

später vorliegen, möglichst in mehreren Exemplaren. Also setzte ich mich hin und schrieb Tag und Nacht, sodass ich meine Arbeit termingerecht abliefern konnte. Ein Exemplar bekam Friedrich als Hauptgutachter, ein Exemplar kriegte Rapp, der Theologe und Afrikanist, als zweiter Gutachter, und das Hauptexemplar kam zur Fakultät. Die Gutachten wurden ebenfalls blitzartig gefertigt, das ging ganz schnell, damit es noch innerhalb der Zeit durch die Fakultät laufen konnte. Ansonsten hätte ich nicht bei Dittmer antreten können. Doch das hat dann alles reibungslos geklappt.

Im September 1954 siedelte ich dann nach Hamburg über und bereitete mich etwas auf die Reise vor, im Oktober fuhr ich mit Dittmer los. Meine Promotionsurkunde bekam ich nach Hause geschickt, als ich schon unterwegs war. Nach einem Jahr musste ich die Reise jedoch wegen einer Erkrankung an Hepatitis B abbrechen.

### **Wohin ging Dittmers Forschungsreise?**

Die ging nach Obervolta - also dem heutigen Burkina Faso - und nach Nord-Ghana, der damaligen Goldküste. Ich war jedoch nur bei dem Teil in Burkina Faso beteiligt.

### **Wie muss man sich Dittmer vorstellen? War er für Sie auch ein Lehrer?**

Eigentlich nicht. Er brauchte halt jemanden, der sich teilweise um die Organisation kümmerte und für die Wartung von Auto und Ausrüstung verantwortlich war. Meine weitere Hauptaufgabe war die sprachliche Seite. In allen weiteren Angelegenheiten behielt sich Dittmer alles vor. Das führte dann auch zu Ärger zwischen uns, obwohl es während der Reise ging. Er war ein schwieriger Herr.

### **Heißt das, Dittmer hatte selbst keine Sprachkenntnisse?**

Nein, afrikanische Sprachkenntnisse hatte er überhaupt nicht. Das war ja auch noch nicht üblich, damals arbeitete man mit einem Dolmetscher. Ich bin auch übrigens nie weiter gekommen, als die Dolmetscher zu kontrollieren. Ich war schon ganz froh, wenn ich später - auch bei meinen eigenen Reisen - den Dolmetschern aufzeigen konnte, wo sie etwas nicht übersetzt hatten. Das fand ich eigentlich schon ganz ordentlich. Es war ja mein Handwerkszeug, Sprache aufzunehmen. Ich habe linguistisch auch allerhand veröffentlicht.

### **Aufgrund Ihrer Krankheit mussten Sie die Forschungsreise vorzeitig abbrechen?**

Ja, genau. Ich wurde einem französischen Militärarzt vorgestellt, der meinte, dass ich zurück müsse. Er merkte dann allerdings, dass ich das gar nicht wollte. Zufällig kam gerade ein etwas geringerer Dienstgrad vorbei, der auch Arzt war. Als er hörte, dass ich Hepatitis hatte, meinte auch er, dass ich unter keinen Umständen bleiben sollte. Also musste ich wieder nach Deutschland und lag dort erst einmal vier Wochen im Hamburger Tropenkrankenhaus. Damit war die erste Reise vorbei.

### **Wie konnte Dittmer ohne seinen Sprachkundigen weiterarbeiten?**

Nun, Sprache wurde dann eben nicht mehr aufgenommen. Er hat sich Notizen gemacht, aber ich muss ganz ehrlich sagen: Er war Sachse und sprach alles recht sächsisch aus. Er behauptete zwar, er hätte alles richtig erfasst, doch ich weiß heute noch, dass ich all jene seiner Aufzeichnungen, zu denen ich keine Gegennotiz hatte, immer mit einem großen Fragezeichen versehen musste.

### **Was geschah nach Ihrer Rückkehr?**

Erst einmal kurierte ich meine Krankheit aus. Dann arbeitete ich in Hamburg meine sprachlichen Notizen aus, dafür erhielt ich ein einjähriges DFG-Stipendium. In dieser Zeit kam auch die Nachricht, die für mich beruflich eigentlich hätte tödlich sein müssen: Friedrich war in Pakistan am 25.04.1956 verstorben. Zunächst war ich aber noch mit meiner Linguistik beschäftigt und als mein Stipendium auslief, trat Johannes Lukas an mich heran. Er war damals in Hamburg maßgeblich im Bereich der Linguistik tätig und verfügte über Material, das ausgearbeitet werden sollte – gesammelt von einem Ethnologen namens Günther Wagner, der in Ost-Afrika gearbeitet hatte. Das lag mir zwar sprachlich etwas fern, aber ich hatte ja auch eine ost-afrikanische Sprache studiert, die damals jeder, der Afrikanistik studierte, erlernen musste, nämlich Swahili. Ich hatte während meines Studiums in Hamburg jedoch auch allerlei über Bantu-Grammatik gehört und zudem Übungen zu anderen Bantu-Sprachen mitgemacht. Da die Sprachen einander sehr ähnlich sind, konnte Lukas mir die handschriftlichen Manuskripte anvertrauen, die ich für ihn ausarbeitete.

In der Ethnologie hing ich zunächst etwas in der Luft, aber ich hatte immer noch Hermann Baumann im Hintergrund und wandte mich daher an ihn. Glücklicherweise stimmte Baumann zu, sich um mich zu kümmern. Er meinte, ich

könne auch zu ihm nach München kommen und wir erarbeiteten einen Plan, wo ich welche Anträge stellen sollte. Von einigen Kollegen hieß es, dass ich ja jetzt Linguist sei – damals war es tödlich, zweigleisig zu fahren. Vielleicht hätte ich auch bei den Linguisten unterkommen können, doch das war eigentlich nicht mein Ziel. Da hätte ich dann eher wieder meine ursprüngliche Idee aufgegriffen und noch Medizin studiert.

### **Worin bestand Baumanns Unterstützung?**

Ein halbes Jahr lang habe ich gar nichts gemacht. Da saß ich zu Hause und schrieb ab und zu eine Rezension. Nachdem mein erster Antrag abgelehnt worden war, riet mir Baumann, einen weiteren zu stellen. Da war ich zwischendurch in München und wir sprachen alles ab – dennoch gab es wieder dieselben Problemchen. Daraufhin wurde Baumann der DFG gegenüber energisch und meinte, wenn der nächste von ihm unterstützte Antrag auch abgelehnt würde, stünde er als Gutachter nicht mehr zur Verfügung. Das hinterließ wohl einen ziemlichen Eindruck, jedenfalls wurde der nächste Antrag genehmigt. Dieser bezog sich auf das, was später meine Habilitationsschrift werden sollte. Ich war dann ab April 1958 für zwei Jahre in München und erhielt das Stipendium zunächst für ein Jahr. Der damalige Hauptreferent der DFG riet mir jedoch, einen guten Bericht zu schreiben und einen Antrag auf Verlängerung Ende des Jahres zu stellen, was ich dann auch tat. So bekam ich auch für das zweite Jahr ein Stipendium. Selbstverständlich nahm ich stets an Baumanns Seminaren teil, das gehörte sich damals sowieso, doch hauptsächlich arbeitete ich in der Bayerischen Staatsbibliothek und der Universitätsbibliothek München.

Ursprünglich sollte ich nach den zwei Jahren Baumanns Assistent werden, doch dann kam der Kollege Vajda nach München, der im Zuge des Aufstands in Ungarn 1956 geflüchtet war. Baumann stellte ihn dann als Assistenten ein.

### **Machten Sie zu diesem Zeitpunkt in München auch schon erste Lehrerfahrungen?**

Nein, das durfte man damals noch nicht, erst nach der Habilitation war das möglich. Man konnte als Assistent zwar ab und zu Übungen betreuen, aber im Großen und Ganzen durfte man im Bereich der Lehre nichts machen.

### **Inwiefern unterschieden sich die Veranstaltungen Baumanns von der Art, wie Friedrich unterrichtete?**

Auch bei Baumann gab es eigentlich nicht viel Theorie, er hat ebenfalls hauptsächlich auf praktische Dinge Wert gelegt – also dass man wusste, wie die Leute leben, was sie für materielle Kulturgüter haben, welche Ethnie wo lebt.

Dann geschah folgendes: Auf einer anderen Tagung der DGV, 1959 in Stuttgart, erfuhr Baumann vom dortigen Museumsdirektor, Hans Rhotert, dass dieser gerade seinen Afrikanisten Julius Glück entlassen hatte. Glück war eigentlich ein erfahrener Mann, doch es gab irgendwie Ärger und daher war Rhotert auf der Suche nach einem neuen Afrikanisten – woraufhin Baumann mich empfahl. Ich wurde also eingeladen, mich vorzustellen und zwei Monate später konnte ich in Stuttgart anfangen: Als Leiter der Afrika-Abteilung des Museums. Das war im April 1960. Ich war noch kein Vierteljahr dort, als mich Rhotert fragte, ob ich mich nicht endlich mal um eine Wohnung kümmern wolle. Das hieß also, dass er mich behalten wollte und so hatte ich dann einen festen Job, was damals doch eher ungewöhnlich war. Insgesamt gab es in dieser Zeit, wenn ich mich recht erinnere, überhaupt nur etwa dreißig Stellen für hauptangestellte Ethnologen, wovon die meisten in den Museen waren. So arbeitete ich also in Stuttgart und nach drei oder vier Jahren fragte Baumann bei mir an, ob ich nicht wieder nach München kommen wolle, um dort Assistent zu werden. Ich antwortete ihm, dass ich inzwischen eine Familie und eine feste Stelle hätte und mich im Museum auch sehr wohl fühlen würde. Zudem wollte ich meine dortige Arbeit weiterverfolgen und mich damit auch habilitieren. Das hat er alles verstanden und akzeptierte meine Entscheidung. Inzwischen war ich zu Tagungen und Vorträgen 1962 mehrfach in Afrika gewesen, einmal für vier Wochen, zur Fortsetzung meiner Feldforschung in Obervolta. Das brachte aber mehr ein, weil ich in der Kultur der Kassena schon bewandert war und die Leute teilweise kannte. Damals habe ich mich hauptsächlich mit der Ethnozoologie befasst, die Dittmer vernachlässigt hatte.

### **Heutzutage ist die Museumsethnologie ja relativ entkoppelt vom universitären Zweig des Faches. Wie sah es damals, in den sechziger Jahren, aus?**

Es war nicht ganz so. Die Museumsleute kamen immerhin zu den DGV-Tagungen, manchmal auch gemeinsam – man kannte sich ja auch gegenseitig. Das ist heute eben ganz anders, aufgrund der Vielzahl an Stellen und der Menge der ausgebildeten Leute. Das lässt sich kaum noch überblicken. Ich habe auch wenig Kontakt zu jüngeren Kollegen, bin da nicht mehr so drin. Die Tagungen hatten zwischendurch auch Themen, die mich überhaupt nicht interessierten: etwa kognitive Anthropologie und derartige Scherze. Damit kann ich nichts anfangen, das ist für mich eben ein Buch mit sieben Siegeln; da mache ich dicht. Es ist mir passiert, dass eine jüngere Kollegin, die mich vor einigen Jahren kennen lernte, ganz erstaunt war, dass ich noch am Leben bin. Daran sieht man, dass man langsam zum Fossil wird.

Telefon-Interview mit Jürgen Zwernemann, durchgeführt am 11.12.2007, (Freigabe durch J. Zwernemann am 29.03.2011)

Transkription: Andrea Nolting, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

### **Wie erklären Sie sich diese Diskrepanz zwischen den Museumsleuten und den Kollegen an der Uni?**

Das ist ganz einfach: Es gab eine Zeit - ich weiß nicht, ob das immer noch so ist -, da wurde gesagt, die materielle Kultur interessiert ja keinen, das bringt ja nichts, ist völlig uninteressant. Doch das Materielle ist eben das, wovon die Museums-Ethnologen leben.

In Stuttgart hatte ich immerhin die Gelegenheit, meine Habilitationsschrift wie gewünscht voranzubringen. Ich habe dann eifrig ergänzt, denn in München waren bereits einzelne Kapitel entstanden. Eines Tages - es muss wohl 1964 gewesen sein - wurde ich von Thomas Barthel, der damals den Lehrstuhl in Tübingen hatte, angesprochen. Ich kannte ihn schon aus Hamburg. Er bot mir an, mich bei ihm zu habilitieren, woraufhin ich mir Zeit erbat, um mit Baumann Rücksprache zu halten. Sollte dieser einverstanden sein, wollte ich auf Barthels Offerte eingehen. Es gab dann auch keinerlei Probleme; Baumann meinte, es sei für mich ja auch viel einfacher, von Stuttgart nach Tübingen zu fahren, als bis nach München zu kommen.

### **Worin bestand Barthels Interesse an Ihrer Arbeit?**

Was sein Interesse an meiner Arbeit war, weiß ich nicht genau. Ich denke, er wollte möglichst viele Leute habilitieren. Ich war allerdings erst der Zweite, nach Hans Fischer, seinem Assistenten, den ich ebenfalls aus Hamburg kannte. Später kam noch Wolfgang Marschall dazu. Barthel hat es wohl gefallen, dass die Habilitation auch für ihn ein gewisses Prestige mit sich brachte, und so machte er mir eben das Angebot. Dann geschah genau das, was ich von meiner Promotion bereits kannte: Ich litt wieder ein wenig unter Zeitdruck. Barthel erklärte mir im Dezember 1965, dass er im kommenden Sommer eine Forschungsreise zu den Osterinseln unternehmen würde, bis dahin müsste ich habilitiert sein. Also hatte ich wieder einen strikten Plan, innerhalb eines Vierteljahres musste die Habilitationsschrift vorliegen. Ich sprach mich dann mit meinem Direktor, Hans Rhotert, ab. Er meinte, dass mir eine Sekretärin zur Verfügung stünde, die die Schreibarbeit machen würde. Meine Frau unterstützte mich ebenfalls durch Reinschrift und so konnte ich immer an zwei Kapiteln gleichzeitig arbeiten. Das war natürlich mit einem gewissen Stress verbunden, doch es klappte ganz gut. Schließlich wurde die Zeit knapp. Der Buchbinder, der für das Museum tätig war, wurde angehalten, meine Exemplare innerhalb von zwei Tagen zu binden, was er dann auch tat. Ich reichte alles pünktlich ein, Ende März 1966. Das war der letzte Termin, der mir von der Tübinger Philosophischen Fakultät gesetzt worden war, damit die Habilitation noch rechtzeitig erfolgen konnte. Das ging dann auch ohne Komplikationen über die Bühne, im Sommer desselben Jahres war ich also habilitiert. Im Winter war Barthel dann fort, ich konnte mich anderen Dingen zuwenden.

### **Nach der Zeit im Museum und in der Forschung folgte nun die Lehre. Wie stellten Sie sich auf diese neue Situation ein?**

Es war natürlich schwierig, gleichzeitig im Museum zu arbeiten und Vorlesungen vorzubereiten. Ich habe zum einen über Ergologie und Technologie gelesen, zum anderen natürlich eine Einführung in die Völkerkunde Afrikas gegeben. Ich habe auch etwas über die Ethnozoologie gemacht, aber das musste ja alles mehr oder weniger nebenher erarbeitet werden. Damit verbrachte ich viele Abendstunden, viele Wochenenden.

### **1971 gingen Sie dann nach Hamburg?**

Ja, genau. Vorher war ich aber 1969/70 erneut in Afrika, und zwar bei den Moba in Nord-Togo. Auch Feldforschung gehörte für mich dazu. Dann bekam ich die Stelle in Hamburg, gleichzeitig gab es auch noch ein Fast-Angebot aus Köln, als Nachfolger des Museumsdirektors. Das habe ich aber erst später erfahren.

### **Hatten Sie durch die Lehrerfahrung das Gefühl, sich stärker vom Museum wegzubewegen?**

Nun, ein bisschen spielte es auch eine Rolle, dass die Stellen damals nicht gerade üppig gesät waren – auch im Bereich der Lehre nicht. Da nahm man das, was sich einem bot. Es wäre vielleicht ein wenig einfacher gewesen, in der Lehre zu bleiben. In Hamburg war ja gerade eine Trennung zwischen Lehre und Museum erfolgt, Hans Fischer hatte zuvor für drei Jahre beides gemacht, sein Vorgänger, Erhard Schlesier, ebenfalls. Doch an die Museen wurden auch immer größere Anforderungen gestellt, deswegen hat Fischer ja die Trennung gewollt.

### **Was waren damals die Anforderungen an die Museen? Sie waren 1971 ja bereits eine Weile im Fach, wie hat sich das aus Ihrer Sicht verändert?**

Man konnte die Museen nicht mehr einfach so stehen lassen, sondern es wurde sehr viel mehr Wert auf Sonderausstellungen gelegt. Ebenso auf die Erneuerung von Dauerausstellungen. Vor allem wollten die vorgesetzten

Behörden steigende Besucherzahlen sehen. Dafür muss man aber immer etwas Neues bieten. Das war es hauptsächlich. In Hamburg setzte man dann plötzlich eine Direktorenkonferenz ein, außerdem wurden Museumsräte eingeführt. Das waren Dinge, die es vorher nicht gab. So ergab sich immer sehr viel zusätzliche Arbeit. Auch die Bürokratisierung nahm zu. Zeiten für ausgiebige Forschung gab es selten ausreichend.

### **Wo würden Sie Vorteile in diesen Entwicklungen sehen?**

Vorteile sehe ich in der größeren Bürokratisierung überhaupt nicht. Das geht auf alles Kosten der Forschung im Museum. Das Museum hat ja - zumindest traditionell - mehrere Funktionen: Forschen, Lehren, Bewahren und Bilden. Dabei geht das Lehren, jedenfalls in Richtung Universität, verloren – und das Forschen auch. Meines Erachtens ist das Bilden im Museum ohne Forschung aber gar nicht richtig möglich. Wenn ich eine Ausstellung biete, dann muss ich sie auf dem neuesten Stand haben. Ich behaupte nach wie vor, dass man eine ordentliche Ausstellung nur machen kann, wenn man an Ort und Stelle gewesen ist und sich mit den betreffenden Kulturen auseinandergesetzt hat. Wenigstens bei einer größeren Ausstellung müssen Mittel zum Forschen zur Verfügung stehen, um ins Feld zu gehen, sich dort zu orientieren und die Ausstellung vorzubereiten. Das wird von den Bürokraten natürlich ganz anders gesehen. Ihrer Meinung nach soll man sofort etwas aus dem Boden stampfen. Und in der Lehre ist es ja ähnlich: Die Forschung bleibt irgendwo auf der Strecke oder wird stark eingeschränkt. Dadurch leidet auch die Qualität, sowohl bei den Ausstellungen als auch in der Lehre. Was heute an den Universitäten an Stoff geboten wird, gewinnt man ja meistens lediglich aus der Literatur.

### **Wann hat der Prozess der Bürokratisierung der Museen eingesetzt?**

Für Hamburg kann ich es festmachen, da begann es in den frühen sechziger Jahren.

### **Wie haben Sie versucht, den Spagat zwischen Ihrer Arbeit und den neuen Anforderungen zu meistern?**

Es hängt auch immer von den Leuten ab, die das Sagen in den Behörden haben. In meinen ersten Jahren war das alles überhaupt kein Problem. Damals war ein Jurist leitender Beamter der Kulturbehörde. Er gehörte noch zum alten Schlage seines Fachs, nämlich zu jenen, die sich schlau machten bei den Leuten, die wussten wie es ging. Wenn ich da beispielsweise den Wunsch äußerte, für eine Vortragsreise nach Afrika zu gehen, die mich durch mehrere Länder führte, gab es überhaupt keine Probleme. Auch für meine Kollegen konnte ich erreichen, dass sie bei der Vorbereitung von Ausstellungen entsprechend Sonderurlaub bekamen, unter Fortzahlung der Bezüge für ihre Forschung. Sie konnten dann ein Thema wählen, das auch bei der DFG oder anderen möglichen Geldgebern Anklang fand und haben die entsprechenden Anträge gestellt, um die Reise zu finanzieren. Der Sonderurlaub unter Fortzahlung der Bezüge wurde gewährt und dann ging alles in Ordnung. Später - ab der zweiten Hälfte der siebziger Jahre - war ein Kunsthistoriker leitender Beamter der Behörde und automatisch hörte das auf. In der ersten Zeit bekam ich zwar noch einen Sonderurlaub für meine Gastprofessur, aber später meinte er zu mir, dass ich zwar gern nach Afrika oder woanders hingehen könne, allerdings ohne Fortzahlung der Bezüge. Das ist heute fast Standard. Doch wer kann sich das leisten, wenn er eine Familie hat? Ich hatte damals zwei erwachsene Kinder, die studierten, und an Bafög war nicht zu denken, denn dazu verdiente ich zu gut. Somit waren diese Reisen für mich gestorben.

### **Die Völkerkunde-Museen haben ja einen großen Zuwachs an Besucherzahlen und das Interesse der Öffentlichkeit an ethnographischen Themen steigt. Wo sehen Sie da Möglichkeiten und Schwierigkeiten für die Ethnologie?**

Ich muss ganz ehrlich sagen: Ich übersehe die Situation insofern nicht mehr ganz, als ich nicht weiß, welche Bundesländer überhaupt welche Möglichkeiten bieten. Ich persönlich habe nach meiner Pensionierung angefangen, richtig normal zu arbeiten. Ich habe erstens einen dreiteiligen Nachlass mit dicken Bänden herausgegeben<sup>2</sup> und dazu praktisch auch das ganze Layout gemacht. Außerdem habe ich meine eigenen Sachen aufgearbeitet<sup>3</sup>. In den letzten Jahren kümmerte ich mich auch um die von Dittmer und mir gemachte Sammlung des Museums – erstmal katalogmäßig, doch jetzt will ich das noch ausarbeiten, sozusagen als Schlusspunkt. Ich sehe es einfach als Möglichkeit an, wenn Leute im fortgeschrittenen Alter noch in der Lage sind, vernünftig zu denken und Lust am Arbeiten verspüren. Ich erhielt diesbezüglich auch volle Unterstützung seitens des Museums und seitens meines Nachfolgers.

---

<sup>2</sup> Siegfried Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der belebten Natur, Aus dem Nachlass bearbeitet und herausgegeben von Jürgen Zwernemann, Dietrich Reimer Verlag, Berlin, 1996, 1999 u. 2001.

<sup>3</sup> Jürgen Zwernemann, Studien zur Kultur der Moba (Nord-Togo), in: Studien zur Kulturkunde, Rüdiger Köppe Verlag, Köln, 1998.

Eines kommt noch hinzu: Schon bei meinen Mitarbeitern, die ja etwas jünger sind als ich, hat es angefangen, dass sie gesagt haben: »Wenn ich mehr machen soll, dann will ich auch die Überstunden bezahlt bekommen.« Es gibt nur wenige Personen, die wirklich mit jenem Tröpfchen Wissenschaft gesalbt sind, das uns allen so nötig tut: nämlich der Begeisterung. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Kollegen, der regelmäßig zu mir kam, wenn er eine Ausstellung vorbereitete. Er meinte dann, er hätte jetzt so viele Überstunden, dass er als Ausgleich erst einmal drei Wochen Urlaub in Anspruch nehmen würde. Woraufhin ich ihm sagen musste, dass es mir leid täte, aber er habe die Überstunden nicht beantragt und ohne entsprechenden Antrag hätte ich das nicht genehmigt bekommen. Also haben wir unter der Hand etwas vereinbart, sodass er zumindest ein paar Tage frei nehmen konnte. So hat man sich durchgemogelt. Ich habe auch seine Anträge weitergegeben an die Behörde und dort wusste man genau, woher das kam – sie haben nicht mich ausgelacht, sondern ihn. Ich selbst habe nie gesagt, dieses oder jenes wird mir zuviel. Ohne die Wochenenden und ohne die Abende hätte ich nicht so viel veröffentlichen können. Jetzt kann ich es ja, doch ohne das große Verständnis seitens meiner Familie hätte ich das nie geschafft.